



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

dagegen. § 2339 BGB. trägt dem Rechnung, indem er bestimmt: „erbunwürdig ist, wer den Erblasser vorsätzlich und widerrechtlich getötet hat.“ Die Erbunwürdigkeit muß durch Anfechtung seitens der an Stelle des Unwürdigen tretenden Erben geltend gemacht werden. Voraussetzung ist aber vorsätzliche und widerrechtliche Tötung, und diese Art der Tötung haben die Geschworenen gerade verneint. Nun ist freilich bei uns geltender Rechtsfaß, daß ein Zivilgericht an die Feststellung eines Strafgerichts nicht gebunden ist. Aber man vergegenwärtige sich, daß gegen den vom Schwurgericht freigesprochenen Grafen Mielczynski vom Landgerichte oder Oberlandesgerichte vorsätzliche widerrechtliche Tötung festgestellt werde! Es ist zu hoffen, daß der Justiz diese peinliche Dissonanz erspart bleiben wird; denn sowohl der Graf wie die gräfliche Familie werden kein Interesse daran haben, die traurige Angelegenheit noch einmal vor einem Zivilgericht aufzurollen.

Landgerichtsrat Dr. Sonntag



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Bildungswesen

**Orientalistisches Seminar und Genealogie.** Der verstorbene Geschichtsforscher Ottokar Lorenz zu Jena, der Verfasser des berühmten, bahnbrechenden „Lehrbuches der gesamten wissenschaftlichen Genealogie“, trug sich schon Jahre vor dem Erscheinen jenes Wertes mit dem Gedanken, darauf hinzuarbeiten, daß an irgendeiner geeigneten Hochschule Deutschlands die wissenschaftliche Genealogie, namentlich im Hinblick auf das fortgesetzte Steigen der Bedeutung der Vererbungswissenschaft, wieder in den Lehrplan eingefügt werde. Bei Gelegenheit mehrfacher Anwesenheit in Berlin war es Lorenz gelungen, Althoff für diesen Gedanken zu erwärmen. Althoff, bei dem alle neuen Ideen, deren springenden Punkt er sofort erfaßte, auf fruchtbarem Boden fielen, nahm Fühlung mit den maßgebenden Personen der Berliner Hochschule, begegnete aber grundsätzlicher Abneigung. Dagegen trug sich Professor Dr. Paul Mehr, der damals noch in Göttingen wirkte,

zu jener Zeit mit dem Plan, an der Hochschule Göttingen ein „Seminar für geschichtliche Hilfswissenschaften“ zu errichten, und auf Althoffs Veranlassung fand damals eine Besprechung zwischen Mehr und mir statt, bei der ich Mehr auseinandersetzen durfte, wie an einem Seminar „für geschichtliche Hilfswissenschaften“ die „wissenschaftliche Genealogie“ in dem, von Lorenz gemeinten, weiten Sinne behandelt werden könnte, und schließlich ins Auge gefaßt wurde, daß, falls dieses Seminar an der Göttinger Hochschule nach Mehrs Plan zustande käme, ich mit den entsprechenden Vorlesungen über „wissenschaftliche Genealogie“, aber auch über Heraldik oder Wappenkunst und -kunde und ein wenig Numismatik betraut werden sollte. Bald darauf kam aber Mehr als Direktor des Historischen Instituts nach Rom, und der schöne Plan fiel ins Wasser und ist auch heute noch nicht verwirklicht: es besteht vielmehr zu Göttingen nach wie vor nur ein „Diplomatischer Apparat“, also ein solcher für die Wissenschaft vom Urkundenwesen, allerdings die wichtigste der

sogenannten „Geschichtlichen Hilfswissenschaften“. Althoff gab aber seinen Gedanken, für die wissenschaftliche Genealogie etwas zu tun, nicht auf. Gelegentlich fragte er mich, ob denn nach meiner Meinung Vorlesungen über „Genealogie“ nicht in den Lehrplan des „Orientalischen Seminars“ paßten? Unvorbereitet, wie ich war, gab ich ihm die, vom Standpunkte meiner damaligen Kenntnis der Dinge aus, ehrliche Antwort, daß die Unterbringung von Vorlesungen über „wissenschaftliche Genealogie“ in den Lehrplan des „Seminars für Orientalische Sprachen“ schwer zu rechtfertigen sei. Heute würde ich diese Antwort nun allerdings nicht mehr geben. Ich würde etwa sagen, daß das Studium der Geschichte der in den Kolonien befindlichen Natur- und Halbkulturvölker mir nur möglich erscheine unter Berücksichtigung der Genealogie ihrer Hauptlingsgeschlechter; daß die Aufzeichnung genealogischer Tatsachen über solche Hauptlingsgeschlechter, namentlich, wo Mutterrecht, auch Vielweiberei, oder irgendeine der von Vaterrecht und Einehe abweichenden Eheformen herrschen oder geherrscht haben, mit Erfolg nur denkbar sei, wenn der Sammler und Aufzeichner wenigstens einige Kenntnis der genealogischen Methoden und der genealogischen Darstellungsformen habe; ich würde noch manche gute Gründe hinzufügen, auf die näher einzugehen mich hier zu weit führen würde. Jedenfalls wäre ich der Ansicht, daß ein gelegentlicher Kurs von etwa zehn einstündigen Vorlesungen über „Genealogie, ihre Methoden und Darstellungsformen“ sehr gut in den Rahmen eines „Seminars für Orientalische Sprachen“ passen und in gewisser Beziehung sogar einem Bedürfnis entsprechen würde.

An die damalige Unterredung mit Althoff, der die wahre Sachlage zu jener Zeit sicher besser übersah als ich, werde ich lebhaft dadurch erinnert, daß zurzeit Erwägungen darüber stattfinden, das „Orientalische Seminar“ zu einer vollständigen „Auslandshochschule“ auszubauen. Im Jahre 1913 ist nämlich der Reichskanzler bei der Beratung des Haushalts des Auswärtigen Amtes vom Reichstage ersucht worden, dem Reichstage eine Denkschrift über einen solchen Ausbau vorlegen zu lassen. Und nachdem schon im

Jahre 1912 der Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Eduard Sachau seine „Denkschrift über das Seminar für Orientalische Sprachen“ hat erscheinen lassen, liegt nunmehr eine besondere Schrift von Prof. Dr. H. Pöhl in Greifswald vor: „Die deutsche Auslandshochschule“ (Tübingen 1913), in der die Notwendigkeit der Errichtung einer großen wissenschaftlichen Zentrale für Auslandsdienst und Auslandskunde, und wie diese zweckmäßig durch Ausbau des „Orientalischen Seminars“ zu gewinnen wäre, erörtert wird (siehe auch die Grenzboten 1913, Heft 21). Wenn bei diesem Ausbau auch die „wissenschaftliche Genealogie“ ein bescheidenes Plätzchen fände, so wäre das ein entschiedener Fortschritt, da das große „Forschungsinstitut für Familienforschung und Vererbungs wissenschaft“, das, nach meiner und vieler maßgebender Persönlichkeiten Überzeugung, eine „Forderung des Tages“ ist — man vergleiche den Aufsatz von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Robert Sommer in den Grenzboten 1912, Heft 12 — doch jedenfalls noch eine ganze Weile auf seine Begründung wird warten müssen.

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz

### Volkswirtschaft

**Volkswirtschaftliche Umriffe.** Aus der Gide und Rijschen „Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen“ seien einige Sätze außerhalb des Zusammenhanges, aber in innerer Verbindung, herausgenommen und zitiert, die alte Erkenntnisse als zeitgemäß und ewig jung erscheinen lassen. Erweitert man insbesondere den Begriff des sozialen Dienstes im Gegensatz zu der gang und gäben engen Auffassung von Sozialpolitik, die zur Aufgabe vornehmlich Schutz und Fürsorge der primitiven Kräfte unseres Volkes sich setzt, im Sinne des gemeinwirtschaftlichen Dienstes, im Sinne harmonischer Solidarität des Ganzen, so gewähren diese Zitate vielleicht besonders notwendige Wegweiser. Man möge sie benutzen, um sich auf lebendige Ziele zu besinnen und über einseitige theoretische Sattheiten hinwegzukommen.

Conte: Die wirtschaftliche Analyse der Gesellschaft kann nicht in positiver Weise durchgeführt werden, wenn man ihre intellektuelle,

moralische und politische Analyse beiseite läßt.

Stuart Mill: An dem Tage, an dem der Mensch müde sein wird, den einzigen Inhalt seines Lebens darin zu sehen, den Dollar zu jagen und Dollarjäger aufzuziehen, wird der Mensch Befriedigung höherer Art suchen.

Rüst wirft Adam Smith und seiner Schule Materialismus vor, weil er wichtige Imponderabilien an moralischen Werten, gerade auch im Wirtschaftsleben, nicht genügend würdigt.

Gide und Rüst: Der wirtschaftliche Mechanismus hat sich mehr und mehr zum Vorteil der Produzenten ausgebildet.

Bastiat: Wenn die Menschheit in ihrer wirtschaftlichen Gemeinschaft sich vervollkommenet, so geschieht das nicht durch Verbesserung der Produzenten, sondern der Konsumenten.

Und Bastiats Sterbenswort: Die Nationalökonomie muß vom Standpunkt des Verbrauches aus behandelt werden.

Proudhon: Das Problem heißt nicht, die bestehenden wirtschaftlichen Kräfte zu zersetzen, sondern sie ins Gleichgewicht zu bringen.

Gide und Rüst: Wir hoffen, daß die Triebkraft der ganzen wirtschaftlichen Tätigkeit, die heute die Profitgier ist, nach und nach dem Gedanken des sozialen Dienstes Platz macht.

Die Worte, die bei den Klassikern und bei den Oppositionellen, bei der historischen Schule wie bei der liberalen, in verschiedener Form, dem Sinne nach gleich, immer wiederkehren, lassen bei kritischer Selbstbesinnung erkennen, daß auch unsere Zeit keinesfalls auf ausschließliche Lösungen zurückblicken kann, daß vielmehr bedeutende Probleme noch der Bearbeitung harren, die wache Augen und energisches Wollen voraussetzen. Die volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen bereiten dazu das Handwerkszeug.

Das Handbuch selbst, das in übersichtlicher, klarer und eleganter Form vor vier Jahren im französischen Text erschien, ist jetzt in ausgezeichnete deutsche Übersetzung herausgegeben. (Herausgeber Franz Oppenheimer, Gustav Fischer, Jena 1913; broschiert 12 M., 820 Seiten.)

Das Bedürfnis nach systematischem und straff gefaßtem Überblick über die Lehrmeinungen der Wirtschaftswissenschaft ist um so dringender, je verwickelter und im einzelnen vertiefter die Verhältnisse liegen. Betonen dagegen besondere Kreise, daß der doktrinaire und dogmenkritische Standpunkt den neuzeitlichen Aufgaben der Wissenschaft nicht mehr gerecht werden kann, ein wissenschaftliches Erfassen der tatsächlichen Verhältnisse sich aus einzelnen zu halten habe und allgemeine Zusammenhänge fast nur noch zu ahnen seien, so können solche Auffassungen erste und letzte wissenschaftliche Voraussetzungen gefährden. Deshalb sei solchem Standpunkt gegenüber betont, daß jeder Versuch und jedes Bemühen den Fluß der wirtschaftlichen Geschehnisse einheitlich zu begreifen und in Unrissen festzustellen, als Möglichkeiten wertvoller und nötiger Entdeckungen prinzipiell immer wieder verlangt und begrüßt werden müssen. Dementsprechend ist der vorliegende Versuch besonders zu begrüßen und es ist um so verwunderlicher, wenn die Verfasser gerade dieses Werkes eine besondere Betonung des Wertes der deduktiven Methode an einer Stelle mit den Worten Paretos ablehnen: „Diskussion über die Methode ist der reine Zeitverlust.“

Um den Wert des Gide-Rüstischen Handbuches ohne Rückhalt zu bejahen, braucht man nicht ganz der Meinung des Herausgebers zu sein, daß die französischen Gelehrten eine besonders glückliche Einheit historischer und dogmatischer Schule darstellen. Aber Oppenheimer sieht auch das Verdienst der Verfasser mehr in der Überlegenheit des Handbuches anderen wissenschaftlichen Arbeiten gegenüber, die sich mit demselben Thema befaßten. Und es ist bekannt, daß ein entsprechendes ähnliches Handbuch, auf die Neuzeit fortgeführt, fehlt. Eine offene Lücke wird durch dieses Werk glücklich ausgefüllt.

Die Verfasser gehen mit der Betrachtung der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen in der Geschichte nicht zu weit zurück. Der Merkantilismus hat z. B. keine besondere Würdigung erfahren. Die Darstellung fängt mit den Begründern der klassischen Volkswirtschaft, den Physiokraten, Adam Smith, Say und

dann den Autoren, die durch pessimistische Prophezeiungen das Bild der natürlichen, idealen Ordnung beeinträchtigten, Malthus und Ricardo, an. Die Gegner dieser Schulen Sismondi, Saint Simon, die Assozialisten Proudhon und List greifen die von den ersten aufgestellten Grundsätze an und erschüttern sie. Die liberale Schule mit Stuart Mill in England und Bastiat in Frankreich erreicht danach ihre Höhe, von der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit vier schismenartigen Richtungen: der historischen Schule, dem Staatssozialismus, dem Marxismus und dem christlichen Sozialismus die Abwendung erfolgt. Danach erfahren die neuzeitlichen Lehren ihre Darstellung, die vielleicht der entsprechenden großzügigen Systematik entbehrt.

Michels hat seinerzeit bei Besprechung des französischen Textes bereits mit Recht bemerkt, daß den modernen deutschen Nationalökonomien und ihren Lehrmeinungen nicht die entsprechende Würdigung zuteil geworden ist, auch wies er darauf hin, daß derselbe Fehler gegenüber der verdienstvollen italienischen Wirtschaftswissenschaft gemacht sei. Gerade auch bei der Betrachtung der Strömungen der Gegenwart scheint eine gewisse Zuspitzung auf französische Verhältnisse augenfällig, die anderseits wiederum natürlich genug ist.

Die sozialistische Kritik Conrad Schmidts verzeiht naturgemäß den Autoren nicht, daß sie der Arbeitstheorie nicht die von ihm verlangte Überlegenheit über die Grenznutztheorie einräumen. Wissenschaftliche Probleme ihrem politischen Werte nach zu behandeln, bedeutet allerdings ein Mehr oder Weniger als kritische Würdigung.

Im übrigen bemerken die Verfasser selbst, daß sie die Schwelle des letzten Buches, das sich mit der Neuzeit befaßt, mit einigem Zögern überschreiten. „Es fehlt uns die Perspektive“, so sagen sie. „Um die Tragweite einer Entwicklung, die sich unter unseren Augen vollzieht, ohne Voreingenommenheit ins Auge fassen und schätzen zu können, braucht man einen größeren Abstand. Hier vielleicht mehr als an anderen Stellen laufen wir Gefahr, unsere Auswahl als willkürlich bezeichnet zu sehen.“ Und es scheint auch, als ob bei der Einteilung der wirtschaftlichen Lehr-

meinungen in die vier Hauptströmungen des Hedonismus, der Bodenrentler, des Sozialismus und des Anarchismus die soziologische Betrachtungsweise nicht entsprechend eingeordnet ist. Es fehlt auch wohl tatsächlich die Besinnung auf höhere Einheiten, auf die letzten Endes alle bedeutenden Kontroversen der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen zurückzuführen sind. Offenbar hat bei aller Erwähnung der Begriffe der Freiheit und der Verantwortung (anlässlich Stuart Mills und anderer) die teleologische Betrachtungsweise in ihrer Anwendung auf die Wirtschaftswissenschaft überhaupt nicht die entsprechende Klärung und Erklärung erfahren. Sie ist der kausalen Betrachtungsweise nicht entsprechend gegenüber gestellt. Wäre das der Fall gewesen, so wäre auch der unglückliche Satz den Verfassern nicht entchlüpft: „Die Gesetze des Wirtschaftslebens können als natürliche bezeichnet werden, die Gesetze des Rechts als Werke gesetzgeberischer Autoritäten.“ Der Streit zwischen Liberalismus und anderen Lehrmeinungen, die die Notwendigkeit zielbewußten, menschlichen Eingreifens im Interesse allgemeiner Ziele verlangen, läuft schließlich auf den Gegensatz zwischen kausaler und teleologischer Betrachtungsweise hinaus.

Die Tugenden des Handbuchs sind augenfällig. Nicht zum wenigsten sind sie auch formaler Natur und beweisen die bekannte romanische Überlegenheit in dieser Beziehung. Doch fühlt man, wie bei vielen neuzeitlichen, auch bedeutenden Werken, so auch hier den Ton epigonenhaften Nationalismus, mit dem sich unsere Zeit aber keinesfalls zufriedengeben braucht. Es sei dazu auf die Zitate am Eingang der Besprechung hingewiesen.

Oppenheimer, der vielumstrittene Bodenreformer, hat sich mit der Herausgabe des Handbuchs jedenfalls ein beträchtliches Verdienst erworben, und es wäre sehr bedauerlich, wenn seine exponierte Stellung die Einführung des Werkes in Deutschland erschweren würde. Oppenheimer hat sich darauf beschränkt, ausschließlich herauszugeben, und nicht durch kritische Stellung ein Mehr bieten wollen. Im übrigen liegt eine Kongenialität zwischen Autoren und Herausgeber vor, die der Leser beiden zum besten rechnen wird.

Heinrich Freiherr von Gleichen

## Verwaltung

**Großstadtpolizei.** Ein praktisches Handbuch der deutschen Polizei von Dr. jur. G. Roscher, Polizeipräsident von Hamburg. Mit 350 Abbildungen. 447 S. Otto Meißners Verlag, Hamburg. Preis 18 Mark, geb. 15 Mark.

Die moderne Großstadt hat eine staatliche Behörde geschaffen, die eine beratende, kontrollierende Tätigkeit ausübt über alles, was das Gemeinwohl angeht. Der moderne Staat rühmt sich zwar, kein Polizeistaat mehr zu sein, da er die Teilnahme des Volkes in feste Formen der Volksvertretung gebracht hat, deren Regelung der Staatshaushalt, die laufende Gesetzgebung, die Justiz, das Heer, die Schule usw. unterstehen. Aber man hat doch nicht umhin gekonnt, auch in den liberalsten Demokratien Nordamerikas genau wie in den Zeiten des absolutesten Herrschertums eine recht kräftige, vielseitige Polizeigewalt zu schaffen, der im Verwaltungswege eine weitgehende, gesetzgebende Verfügungsgewalt und im täglichen Leben ein entscheidender Einfluß auf die Ausübung und Ausführung der Gesetze zusteht. So sehr das auch der empfindsamsten Schwärmerei für des Demos geheiligte Souveränität widerspricht und so leidenschaftlich man auch die Tatsache des beschränkten Untertanenverbandes mit blutiger Entrüstung zurückweist, eigentlich sind wir doch alle herzlich froh, daß wir im Verkehr der Großstadt nicht auf den guten Willen unserer Mitmenschen angewiesen sind, sondern uns auf eine gute, stramme Polizei verlassen dürfen, die den Rechten der Allgemeinheit nichts vergibt, und der gebildeten und ungebildeten Masse, die so gern sich ihren Verpflichtungen gegen ihre Mitmenschen entzieht, eine kräftige Staatsautorität entgegenhält. Die alte Erbsünde unseres Volkes, nur ja kein Opfer zur Stärkung der Staatsidee zu bringen, zeigt sich nirgends in ihrer politischen Unreife deutlicher, als in dem engherzigen Standpunkt, über die Polizei grundsätzlich von vornherein den Stab zu brechen und in ihrem fortwährenden Kampfe gegen das gewerbmäßige Verbrechen und gegen alle subversiven Gestalten und Gewalten blind gegen sie Partei zu ergreifen. Verständige Menschen haben immer unter dem Gesichtspunkt des Rechts-

schutzes eingesehen, daß die Polizei eine der allernotwendigsten und wohlthätigsten Lebensäußerungen des modernen Staates ist, die der „Freiheit“ nicht nur keine Beschränkungen auferlegt, sondern ihr mit Leib und Seele als Schützerin und Pflegerin dient. Die Leistungen unserer modernen, großstädtischen Polizei haben ihr bei dem loyalen Teile der Bevölkerung schon längst den Ruhmestitel eingetragen, daß man sie und die ihr unterstellte Berufsfeuerwehr „das Mädchen für alles“ nennt.

Von langjähriger Tätigkeit in der großstädtischen Polizei aus, in der unglaublich viel Tinte verschrieben wird und mit deutscher Gründlichkeit und büreaumenschlicher Genauigkeit noch mehr registriert wird, hat der Hamburger Polizeipräsident Dr. Roscher ein praktisches Handbuch geschrieben, das in seinem kulturgeschichtlichen Wert zu den bedeutungsvollsten Veröffentlichungen der jüngsten Zeit gehört und auf das weitere Kreise aufmerksam zu machen geradezu eine Pflicht der Dankbarkeit bedeutet. Das Buch leistet viel mehr als sein bescheidener Titel verspricht. Roscher hat Urkundenmaterial und Quellenchriften zur Geschichte der Polizei durchforscht, die bis in die ältesten Zeiten der Griechen und Römer zurückgehen und bis zu den Polizeiorganisationen unserer Kolonien vorwärtsführen. Außer den deutschen Bildungen erfahren wir das Wesentliche über die polizeilichen Einrichtungen von Österreich, England, Frankreich, Nordamerika, Ägypten, Japan, China, Hongkong usw. Der Charakter des Buches ist durchweg erzählende Darstellung, der man in ihrer fesselnden Form kaum noch anmerkt, welch reiche, mühsame Forschung von Jahren und Jahrzehnten ihr zugrunde liegt. Nur die überaus reichen Literaturangaben legen in ihrer bewundernswerten Vollständigkeit von der Belesenheit und dem Forscherfleiß des Historikers ein beredtes Zeugnis ab. Trotzdem ist der das Ganze zusammenhaltende Faden des Gedankenganges ein sehr einfacher. Aus dem Inhalt heben wir nur folgende Titel hervor: Beamte der Polizei, ihre Organisation und soziale Stellung, Gewerkepolizei, Verkehrspolizei, politische Polizei, Kriminalpolizei mit ihren Unter-

abteilungen, die Delikte wie Betrug, Münz-  
fälschung, Brandstiftung, Diebstahl, Mord ver-  
folgen, die Hilfsmittel der Kriminalpolizei,  
das Erkennungssamt mit Verbrechenalbum,  
Photographie, Anthropometrie, Daktyloskopie,  
die Feld-, Forst-, Fischerei-, Jagdpolizei,  
Sittenpolizei, Feuerpolizei, Waupolizei, Wohl-  
fahrtspolizei, Auswanderungswesen, Irren-  
wesen, Armenpolizei, Jugendfürsorge-, Sa-  
mariter- und Rettungswesen, Gesundheits-  
polizei, Veterinärpolizei in den Seehäfen,  
Schutzmannschaft, Hasenpolizei, Feuerwehr  
usw. Zum belehrendsten Material gehören  
die dreihundertundfünfzig Abbildungen des  
Buches, die uns teilweise in die dunkelsten  
Gebiete des Verbrecherlebens, ihre Organe und  
barbarischen Greuel führen. Solche Szenen  
rechnen auf starke Nerven und sind nur  
feminin empfindenden Kritikern ein Stein des  
Anstoßes, die ohne Sachkenntnis mit reiner  
Sentimentalität und blutleeren Theorien die  
Fragen des Volkslebens konstruieren und  
lösen wollen. Roschers Buch ist insolgedessen  
reich an Urteilen über brennende, dunkle  
Fragen der Gegenwart. Er ist z. B. ein An-  
hänger der Todesstrafe, weil er Verantwort-  
lichkeitsgefühl gegen seine Mitmenschen hat.  
Für seine auf dem Boden des praktischen  
Lebens und der Geschichtsbetrachtung er-  
wachsenen Anschauungen kann er mit Recht  
verlangen, daß sie auch vor dem Forum der  
wahrhaft verstandenen Humanität als unab-  
weiskliche Forderungen zu gelten haben und  
nach dem heutigen Stand der Wissenschaft als  
zweifellose Ergebnisse der praktischen Unter-  
suchung über das wirkliche Wesen der Dinge  
betrachtet werden müssen. Die Eigenart des  
Buches beruht auf dem spezifisch hamburgi-  
schen Einschlag. Hamburg ist das Zentrum  
eines durch seinen Verkehr und Handel weit-  
schauenden Bürgertums, eines Staatswesens,  
das naturgemäß aber auch inferioren, dia-  
bolischen Mächten Gelegenheit zur Entfaltung  
bietet und deshalb eine Leistung und Rüstung  
auf sich nehmen muß, mit der es für das  
ganze deutsche Volk Schutz- und Pionierdienste  
vollbringt. Ein kulturgeschichtlich höchst inter-  
essantes Bild dieses Krieges im Frieden ist  
vorliegendes Buch.

Heinrich Reuß

## Biographien und Memoiren

**Der einsame Nietzsche.** Der zweite Band  
der kurzen und wohlfeilen Nietzsche-Biographie  
aus der Hand seiner Schwester, Frau Eli-  
sabeth Förster-Nietzsche, liegt jetzt vor.  
(„Der einsame Nietzsche“. Von Elisabeth  
Förster-Nietzsche. Verlag Alfred Kröner,  
Leipzig 1914. Preis 4,80 Mark.) Was  
wir über den ersten Band dieses Wertes:  
„Der junge Nietzsche“ in Heft 85 der Grenz-  
boten von 1912 sagten, das gilt für dieses  
neue Buch in verstärktem Maße. Schon dort  
beklagten wir, daß die unbedingte Bewun-  
derung, die Frau Förster-Nietzsche dem Genie  
des Bruders entgegenbringt, ihre Bemü-  
hungen, nicht nur jede Kritik an FFM, son-  
dern auch jeden Zweifel an ihrer eigenen  
Befugnis und Befähigung zur Vertretung und  
Auslegung seines Wertes als Götterfabel  
hinzustellen, ihr die so außerordentlich wün-  
schenswerte sachliche Darstellung ihres Gegen-  
standes völlig unmöglich machen. Wir waren  
bereit, uns damit abzufinden, und sahen die  
Schriften der Schwester Nietzsches nicht als  
Forschung, sondern als Material für eine  
objektive Forschung an.

Es ist nicht leicht, diese Stellung dem  
neuen Bande gegenüber auch beizubehalten.  
Als Elisabeth Förster-Nietzsche sich den „ein-  
samen Nietzsche“ zum Gegenstande ihrer Dar-  
stellung wählte, stellte sie sich damit gleich-  
zeitig ein psychologisches Problem. Und ihre  
wohlbekannte Art mußte sie an der Lösung  
dieses psychologischen Problemes notwendig  
vorbeiführen. Sie versucht niemals ernstlich,  
auch in der Seele ihres Bruders selbst Gründe  
für seine Vereinsamung zu finden, sie beachtet  
durchaus nicht genügend, daß der immer  
mehr sich entwickelnde individualistische Cha-  
rakter seiner Philosophie folgerichtig ihn zu  
einer Absonderung, Vereinzelung führen mußte,  
und sie sieht gar nicht den fast unlöslichen  
Widerspruch, der sich zwischen dem unüber-  
windlichen Bedürfnis Nietzsches nach Freun-  
den, Schülern, Anhängern und dem einsied-  
lerischen Grundzug seiner Philosophie heraus-  
bildet. Noch viel weniger macht sie den Versuch  
einer Erklärung und Lösung dieses Widerspruchs.

Elisabeth Förster-Nietzsche steht nicht nach  
innen, sondern nach außen. Sie stellt die

Bereinsamung Niezsches mit Vorliebe als Folge äußerer Umstände dar und entwickelt dabei — man kann es nicht anders nennen — eine fast altjüngferlich anmutende Art des historischen Sinnes. Sie stellt die Trennung und den Abfall der Freunde Niezsches in den meisten Fällen nicht nur als Resultat eines Verschuldens und mangelnden Verständnisses ebener Freunde hin — das ist für Elisabeth Förster-Niezsche selbstverständlich —, sondern vielfach sogar als das Resultat böswilliger Intriguen von seiten falscher und minderwertiger Freunde. Sie führt uns mit unerbittlicher Hand hinter die Kulissen der Gesellschaft, in der Niezsche lebte, sie verschont uns nicht mit dem Bekannten, ja dem Altweiberkatsch: „Frau Soundso hat mir gesagt“, „Frau X soll gesagt haben“, „Herr Geheimrat Y hat an jemand geschrieben“ — das ist der Stil dieser Geschichtsschreibung. Bezeichnend für diesen Stil ist der Haß gegen Frau Overbeck. Sie erscheint Frau Förster-Niezsche als der böse Geist, oder sagen wir besser, als die böse Zunge, der Niezsche zum Opfer gefallen ist.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch diese Geschichten schließlich eine gewisse Bedeutung haben für das Verständnis von Niezsches Leben. Gerade das Kleine und Kleinliche spielt ja oft in dem Leben der größten Geister eine verhängnisvolle Rolle. Das geht doch aber nicht an, daß man die Lebensschilderung eines Großen auf diesen Leisten zuschneidet. Elisabeth Förster-Niezsche bemüht sich, ihren Bruder zu verteidigen und zu verklären, und sie merkt es gar nicht, wie sehr sie ihn durch diese Art der Verteidigung erniedrigt.

Die Lösung für das psychologische Problem, das uns der „einsame Niezsche“ bietet, der psychologische Grund für seine Bereinsamung liegt ganz wo anders, er liegt vielleicht auf einem Gebiete, das Frau Elisabeth Förster-Niezsche nicht im entferntesten ahnt. Sie würde sich auch, so glaube ich, mit Händen und Füßen sträuben, wenn man sie auf dieses Gebiet führen wollte. Dr. W. Warstat

Frédéric Godet (1812 — 1900). Von Philippe Godet. Neuchâtel, Allinger Frères 1913.

Ist es eine Eigentümlichkeit unserer Zeit, die sich in dem schönen Satze Maeterlinds ausdrückte: „Ich habe es längst aufgegeben, etwas Schöneres zu suchen als die Wahrheit.“? Wenn dem so ist, so darf das inhaltreiche Memoirenwerk, das der beredete Romanist der jüngsten Schweizer Universität, Philippe Godet in Neuchâtel mit der gestaltend auswählenden Hand des erfahrenen Künstlers und dem kritischen Blick des Historikers aus dem Lebensstoff seines Vaters aufgebaut hat, auf eine Lesergemeinde weit über den Umkreis der theologisch oder lokal Interessierten hinaus rechnen. Denn dieses Buch ist wahr, das ist sein erstes Charakteristikon; nicht allein wahr in jenem gleichgültigen Sinne des wirklichen Geschehens, sondern wahr, weil es die Einzelheiten eines innerlich reichen Lebens im Zusammenhang einer Epoche, in der notwendigen, wahren Proportion der Dinge überblickt.

Frédéric Godet kam als junger Theologe aus dem einstigen preussischen Fürstentum Neuchâtel als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm nach Berlin ins königliche Haus. Sein offener, empfänglicher Geist empfing da die Anregungen der führenden Geister moderner deutsch-protestantischer Theologie, namentlich Schleiermachers, Steffens, Neanders u. a. Vom Herbst 1838 bis Herbst 1844 leitete er in Babelsberg und Potsdam die Erziehung und den Unterricht des jungen Prinzen und seines Spiel- und Studienkameraden von Jastrow. Einem innig-freundschaftlichen Verhältnis hat Godet in diesen Jahren den Grund gelegt, das bis an den Tod des Kaisers Friedrichs des Dritten ungestört fortgedauert, als am 16. Juni 1888 Godet von der Kaiserin-Witwe das Telegramm erhielt: »Dans ma douleur sans bornes, mes pensées vont à vous. Vous comprendrez ce que je souffre; votre coeur sera brisé aussi, car vous l'avez aimé et vous le pleurez comme nous. Victoria, Impératrice, Reine de Prusse.« Tatsächlich hatte diese Freundschaft eines aufrechten Mannes zu seinem früheren Rögling nichts gemein mit jener salbungsvollen, belehrenden Untertänigkeit, die den üblichen Hofmeister kennzeichnet. Die Briefe, die uns der Verfasser aus seines Vaters Nachlaß mitteilt, haben nur deshalb die Gewalt der Berggegenwärtigung, weil sie solcher Elemente

frei, aus der Fülle der Wahrheit geschöpft sind. Die 1848er Ereignisse, die Kriegstage von 1870/1871 spiegeln sich in den Briefen des Prinzen an seinen Freund und einstigen Lehrer. Und auch die Schmerztage ertönen hier in ungehindertem Leid. Der Kaiser legt den Zwang der Stellung nieder und weint sich aus am Herzen eines Freundes. Was Deutschland von 1848 bis 1888 erlebt hat, atmet lebendig in diesen Briefen und Aufzeichnungen; und was ein aufrechter, tätiger Mann wie Godet geleistet, das verschlingt sich organisch mit der Zeitgeschichte. Godets Verdienst ist es nämlich, die großen Ergebnisse der modernen deutschen Theologie den protestantischen Glaubensbrüdern französischer Sprache vermittelte zu haben.

Die Geschichtswissenschaft bemächtigt sich eben jetzt der Darstellung der Reichgestaltung nicht minder als die erzählende Literatur.

Noch sind erst die Grundzüge im größten übersichtlich, im einzelnen so vieles noch dunkel, unausgebaut. In Philippe Godets Buch über seines Vaters Leben ist uns von einer spezifischen Seite her ein unentbehrlicher Schatz der historischen Erkenntnis erschlossen worden.

R. M.

### Literaturgeschichte

**Maler Müller, Idyllen.** Vollständige Ausgabe in 3 Bänden, herausgegeben von Otto Heuer. Leipzig 1914, Verlag Kurt Wolff.

Vor etwa zwei Jahren ist in diesen Blättern (Jahrgang 1911, Heft 45) die Erwartung ausgesprochen, daß sich das Interesse der Gegenwart dem Stürmer und Dränger Friedrich Müller (bekannt als „Maler Müller“) zuwenden werde. In der Tat hat jetzt neben die schon vorhandenen Sammlungen Müller-

**„Agfa“, ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION  
BERLIN SO. 36**

Einwandfreie Photo-Resultate gewährleisten

**„Agfa“-Filmpacks** (Im Inland und  
Ausland patentiert)

in Verbindung mit

**„Agfa“-Rodinal**  
(Name geschützt)

== Prüfen Sie selbst! ==

Der Versuch führt zu  
dauernder Benutzung!

Praktische Packung.

Ausgezeichnetes Filmmaterial!

Bezug durch Photohändler.

Näheres im

**„Agfa“-Prospekt 1914**

16 seitig  
Lederähnl. Umschlag. Vorzügl. Illustrationen.

**GRATIS** durch Photohändler oder  
durch die „Agfa“



scher Dichtungen eine schöne vollständige Sonderausgabe seiner Idyllen treten können, in der auch eine größere Anzahl von Zeichnungen des Malerdichters und vor allem zwei neuentdeckte Idylledichtungen — „Faun Molon“ und „Der Christabend“ — dargeboten werden. Gerade heute, wo uns Gerhart Hauptmann im „Hogen des Odysseus“ die Antike realistisch widerspiegelt, werden Müllers feste Darstellungen aus der antiken

Fabelwelt leicht Liebhaber finden, und die Idyllen des Pfälzers aus der deutschen Atmosphäre werden dem an Heimatkunst gewöhnten modernen Leser gleich nahe liegen. Der Maler Müller war eben nicht nur ein Original mit dem Nebensinn des Kuriosen, sondern ein ungewöhnlich starkes Talent, das der Wiederentdeckung, die ihm nun zuteil wird, wert ist.

Dr. Karl Freye

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.  
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a,  
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Mhländ 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.  
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.  
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

# Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. —  
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,  
Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-  
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-  
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles  
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute  
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

## Waren in Mecklb. am Müritzsee.